

FRANKREICH

# „Er soll Staub fressen“

Nicolas Sarkozys persönlicher Feldzug gegen Libyens Diktator Gaddafi

Seit dem großen Charles de Gaulle hat jeder Präsident der Fünften Republik davon geträumt, sich mit einer heroischen Tat in die Geschichte einzuschreiben. Nicht immer bietet sich die Gelegenheit dazu, und nicht jeder Staatschef versteht es, den historischen Moment zu ergreifen.

Nicolas Sarkozy ist überzeugt, dass er es geschafft hat. Vorigen Mittwoch trat er in Paris, mit dem libyschen Rebellenführer Mahmud Dschibril an seiner Seite, als Sieger auf. Unverkennbar genoss er die Feierlichkeit der Stunde. In der Euro-Krise als „Merkels Dackel“ verspottet, zeigte er sich jetzt in der Extremform des verantwortungsbeladenen Politikers: als Kriegsherr.

„Sarkozy hat sich in das libysche Abenteuer hineingekniet, wie es ein westlicher Führer selten in einer internationalen Krise nach dem Kalten Krieg getan hat“, urteilt die Zeitung „Le Monde“ mit verhaltener Anerkennung. „Er hat in Libyen getan, was Mitterrand in Bosnien versäumte“, lobte der Philosoph Bernard-Henri Lévy.

Libyen, das ist Sarkozys Krieg, zum Ruhme Frankreichs und für das strahlende Bild des in seiner Entschlusskraft unbeirrbar Präsidenten. Auf dem Flugzeugträger „Charles de Gaulle“ beschwor er „das beharrliche Engagement Frankreichs überall dort, wo die Freiheit der Völker und die Demokratie bedroht sind“.

Frankreich, die Mutter der Menschenrechte, auf immer „an der Seite der Unterdrückten“. Das sind große Worte, und wie häufig bei dem nicht ganz so großen Sarkozy verbarg sich hinter dem Anschein von Selbstlosigkeit ein hässlicher Kern von Rache und Revanche.

Zur Jahreswende, beim Ausbruch des arabischen Frühlings in Tunesien, waren Frankreichs Außenpolitiker noch auf der falschen Seite, jener des feigen Autokraten Ben Ali, erwischt worden. In Libyen galt es, diese Scharte auszuwetzen, und eine tiefere, dazu sehr persönliche, gleich mit. Denn entgegen dem Sinn und dem Wortlaut der Uno-Resolution vom 17. März, entgegen allen offiziellen Beteuerungen der Nato machte Sarkozy aus

dem Waffengang zum Schutz der libyschen Regierung ein Fernduell mit dem libyschen Revolutionsführer Gaddafi.

Er wollte, er musste Gaddafi fallen sehen, das wurde eine Obsession, wie Berater und Vertraute des französischen Präsidenten berichteten. Von wenig staatsmännischen Ausbrüchen wurde in „Le Monde“ erzählt. „Wir werden ihm Staub zu fressen geben, wir zwingen ihn in die Knie!“, soll Sarkozy getobt haben. Wie ein Feldherr beugte er sich über Karten, um den Vormarsch der Rebellen persönlich zu verfol-



Oberbefehlshaber Sarkozy\*: Strahlendes Bild

gen, studierte den Frontverlauf, prüfte die Zugangsstraßen nach Tripolis und lernte die komplizierten Namen libyscher Bergketten, Ortschaften und Vorstädte. Er überdehnte das Uno-Mandat hemmungslos, indem er den Rebellen Waffen lieferte, vorzugsweise über Katar. Angehörige der Spezialkräfte operierten gemeinsam mit britischen Kameraden vor Ort auf dem Boden, um die Aufständischen militärisch zu beraten, die Angriffe zu koordinieren und die Kommunikation zu verbessern.

\* Bei der Parade zum Nationalfeiertag am 14. Juli 2010 in Paris.

Selbst den britischen Verbündeten mutete Sarkozys Elan arg draufgängerisch an, während den Franzosen umgekehrt die angebliche Zögerlichkeit in London nervte. Lange vor den Briten erkannten die Franzosen schon Anfang März als erster Staat den libyschen Nationalen Übergangsrat an. Je näher der militärische Erfolg rückte, umso deutlicher zeichnete sich die Rivalität zwischen Paris und London ab. Über manche seiner taktischen Züge informierte Sarkozy den britischen Premier David Cameron zuletzt gar nicht mehr. Beide bringen sich nun in Position, um den Erfolg einzuheimen – Sarkozy stets eine Länge voraus.

Für diese Woche hat der Präsident zu einer internationalen Konferenz über den Wiederaufbau des befreiten Landes nach Paris geladen. Sobald die Sicherheitslage es erlaubt, will sich Sarkozy persönlich in Tripolis feiern lassen. Kurz nach seinem Einzug in den Elysée hatte Sarkozy

noch geglaubt, „böse Buben“ wie Gaddafi durch persönliche Kontakte zähmen zu können. Beim grotesken Staatsbesuch des Libyers 2007 in Paris war er sogar bereit, diesem „Rafale“-Kampfflugzeuge zu verkaufen. Doch Gaddafi machte aus der als versöhnlich gedachten Visite eine Farce: Öffentlich prangerte er die „tragische Situation“ der Frauen in Europa an, die maghrebinischen Jugendlichen in den Banlieues der französischen Städte forderte er auf, „sich zu erheben“.

Nichts hasst Sarkozy mehr als die Lächerlichkeit. Am dritten Tag des Gaddafi-Besuchs befahl er: „Ich will ihn nicht mehr sehen.“ Gesprächspartnern versicherte er seitdem immer: „Ich kenne ihn, er ist verrückt!“

In Gaddafi hat Sarkozy seinen Saddam Hussein gefunden, doch als Kriegsherr sieht er sich in der Tradition de Gaulles, nicht in der von George W. Bush: Er steht nicht als Besatzer da, sondern als Geburtshelfer eines freien Staates. In Libyen soll alles richtig gemacht werden, was von den USA im Irak falsch gemacht wurde.

Angela Merkel wird vielleicht noch zu spüren bekommen, dass Sarkozy ihr etwas Unerreichbares voraus hat: das ausschließliche Vorrecht des französischen Staatschefs als Oberbefehlshaber der Streitkräfte einer Nuklearmacht, sein Land auswärts militärisch zu engagieren. Verblasst dagegen der Krämerstreit um die Schuldenkrise in der Euro-Zone?

Seinen eigenen Militärdienst hat Sarkozy übrigens als einfacher Gefreiter 1978 überwiegend in einer Schreibstube in Paris geleistet.

ROMAIN LEICK